

Karin Slaughter

Die letzte Witwe

Thriller

Aus dem amerikanischen Englisch von
Fred Kinzel

Harper
Collins

HarperCollins®



1. Auflage: August 2019

Deutsche Erstausgabe

Copyright © 2019 für die deutsche Ausgabe by HarperCollins
in der HarperCollins Germany GmbH, Hamburg

Copyright © 2019 by Karin Slaughter

Originaltitel: »The Last Widow«

Erschienen bei: William Morrow, New York

Published by arrangement with William Morrow,
an imprint of HarperCollins Publishers, US

Will Trent ist ein Markenzeichen der Karin Slaughter Publishing LLC.

Verwendete Songtexte:

I'm on Fire von Bruce Springsteen

Sara Smile von Hall & Oats (geschrieben von Daryl Hall und John Oates)

Whatta Man von Salt-n-Pepa ft. En Vogue (geschrieben von Hurby NLuv Bugi Azor,

Cheryl James mit Samples des Originalsongs geschrieben von David Crawford
und performt von Linda Lyndell)

Love and Affection von Joan Armatrading

Sure Shot von den Beastie Boys (geschrieben von Adam Keefe Horovitz,

Adam Nathaniel Yauch, Jeremy Steig, Mario Caldato, Michael Louis Diamond, Wendell T. Fife)

Smalltown Boy von Bronski Beat (geschrieben von Steve Bronski, Jimmy Somerville,

Larry Steinbachek)

Because the Night von der Patti Smith Group (geschrieben von Bruce Springsteen, Patti Smith)

What I Am von Edie Brickell & New Bohemians (geschrieben von Edie Brickell, Kenny

Withrow, John Houser, John Bush, John Aly)

Give it Away von den Red Hot Chili Peppers (geschrieben von Michael Balzary (Flea),

John Frusciante, Anthony Kiedis, Chad Smith)

Der Abdruck des Zitats (S.5) aus *Bluebeard* (Dt. *Blaubart*, übersetzt von Lutz-W. Wolff von
Kurt Vonnegut erfolgt mit freundlicher Genehmigung von: Penguin Random House (Delacorte,
Dell), New York.

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Umschlagabbildung: Steve Satushek / Getty Images

Lektorat: Silvia Kuttny-Walser

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

Dieses Buch wurde auf FSC®-zertifiziertem Papier gedruckt.

ISBN 978-3-95967-351-8

www.harpercollins.de

Werden Sie Fan von HarperCollins Germany auf Facebook!

*»Wir sind auf jeden Fall dazu verdammt,
die Vergangenheit zu wiederholen.
Wenn man lebt, ist das gar nicht vermeidbar.«*

Kurt Vonnegut

TEIL EINS

Sonntag, 7. Juli 2019

PROLOG

Michelle Spivey lief durch den hinteren Teil des Ladens und suchte hektisch sämtliche Gänge nach ihrer Tochter ab. Panische Gedanken jagten ihr durch den Kopf: *Wie konnte ich sie nur aus den Augen verlieren? Ich bin eine schreckliche Mutter! Mein Baby ist von einem Pädophilen oder einem Mädchenhändler entführt worden! Soll ich den Sicherheitsdienst benachrichtigen oder die Polizei oder ...*

Ashley.

Michelle blieb so abrupt stehen, dass ihr Schuh auf dem Boden quietschte. Sie holte tief Luft und versuchte, ihren Herzschlag zu beruhigen. Ihre Tochter wurde nicht in die Sklaverei verkauft. Sie stand bei den Make-up-Artikeln und testete Pröbchen.

Die Erleichterung löste sich ebenso schnell in nichts auf wie die vorherige Panik.

Ihre elfjährige Tochter.

Beim Make-up.

Nachdem sie Ashley erklärt hatten, sie dürfe unter gar keinen Umständen vor ihrem zwölften Geburtstag Make-up tragen und auch dann nur Rouge und Lipgloss, egal, was ihre Freundinnen taten, Ende der Diskussion.

Michelle presste die Hand auf die Brust. Sie ging langsam den Gang hinauf, um sich Zeit für die Rückverwandlung in einen vernünftigen, logisch denkenden Menschen zu verschaffen.

Ashley wandte Michelle den Rücken zu, während sie sich Lippenstiftfarben ansah. Sie drehte die Stifte mit einer routinierten Bewegung aus dem Handgelenk auf, denn wenn sie bei

ihren Freundinnen war, probierte Michelle natürlich all deren Make-up-Sachen aus, und sie schminkten sich gegenseitig, denn das taten Mädchen nun einmal.

Manche Mädchen jedenfalls. Michelle hatte diesen Drang, sich herauszuputzen, nie verspürt. Sie erinnerte sich noch an das Gekreische ihrer Mutter, als Michelle sich geweigert hatte, sich die Beine zu rasieren. *So wirst du nie Strumpfhosen tragen können!*

Michelles Antwort: *Gott sei Dank!*

Das war Jahre her. Ihre Mutter war längst tot. Michelle war eine erwachsene Frau mit einem eigenen Kind, und wie jede Frau hatte sie sich geschworen, nicht die Fehler ihrer Mutter zu wiederholen.

Hatte sie es übertrieben?

Bestrafte sie ihre Tochter etwa mit ihrer burschikosen Haltung? War Ashley in Wirklichkeit alt genug für Make-up? Und nur weil sie selbst kein Interesse hatte an Eyelinern, Bronzern und all dem, was sich Ashley sonst noch stundenlang auf *You-Tube* ansah, verwehrte sie ihrer Tochter den für gewisse Jugendliche typischen Übergang vom Mädchen zur Frau?

Michelle hatte über die Meilensteine in der Entwicklung Heranwachsender geforscht. Elf war ein wichtiges Alter, ein sogenanntes Benchmark-Jahr, der Punkt, an dem Kinder rund fünfzig Prozent ihrer Macht erlangt hatten. Man musste anfangen, mit ihnen zu verhandeln, statt sie einfach nur herumzukommandieren. Was theoretisch betrachtet nachvollziehbar war, in der Praxis jedoch entsetzlich.

»Oh!« Ashley entdeckte ihre Mutter und steckte den Lippenstift hektisch in die Auslage zurück.

»Schon gut.« Michelle strich das lange Haar ihrer Tochter nach hinten. All die Shampooflaschen in der Dusche, Conditioner und Seifen und Feuchtigkeitsgels, während Michelles einzige Schönheitspflege aus wasserfester Sonnencreme bestand.

»Sorry.« Ashley wischte über den Lipgloss auf ihrem Mund.

»Er ist hübsch«, sagte Michelle.

»Wirklich?« Ashley strahlte sie auf eine Weise an, die Michelle in jeder Faser ihres Herzens berührte. »Hast du die hier gesehen?« Sie meinte das Sortiment an Lipgloss. »Sie haben einen, der getönt ist, der hält angeblich länger. Aber der hier ist mit Kirscharoma, und Hailey sagt, die ...«

Lautlos ergänzte Michelle: ... *Jungs mögen ihn lieber.*

Die diversen Liam-Hemsworth-Poster an der Wand von Ashleys Zimmer waren ihr nicht entgangen.

»Welcher gefällt dir am besten?«, fragte Michelle.

»Hm ...« Ashley zuckte mit den Achseln, aber es gab nicht viel, wozu eine Elfjährige keine Meinung hatte. »Ich schätze, der getönte hält länger, oder?«

»Klingt vernünftig«, sagte Michelle.

Ashley wog die beiden Produkte noch immer gegeneinander ab. »Der mit Kirsch schmeckt nach Chemie. Und ich kaue immer auf der Unterlippe – also, wenn ich ihn trage, würde ich ihn wahrscheinlich ablecken, weil er mich verrückt macht.«

Michelle nickte und verkniff sich die polemische Tirade, die ihr durch den Kopf ging: *Du bist wunderschön, du bist klug, du bist so witzig und begabt, und du solltest nur das tun, was dich glücklich macht, denn das und nichts anderes zieht die Jungs an, die es wert sind – die Jungs, die selbstsichere, mit sich zufriedene Mädchen für die interessanteren halten.*

Stattdessen sagte sie: »Such dir einen aus, und ich gebe dir einen Vorschuss auf dein Taschengeld.«

»Mom!« Sie schrie so laut, dass Leute sich zu ihnen umdrehten. Der Freudentanz, der folgte, glich eher dem von Tigger als Shakira. »Ist das dein Ernst? Ihr beide habt doch gesagt ...«

Ihr beide. Michelle stöhnte innerlich. Wie sollte sie diesen plötzlichen Sinneswandel erklären, nachdem sie sich darauf geeinigt hatten, dass Ashley keinen Lippenstift tragen würde, bis sie zwölf war?

Es ist nur Lipgloss!

In fünf Monaten wird sie zwölf!

Ich weiß, wir haben gesagt, nicht vor ihrem Geburtstag, aber du hast ihr schließlich auch dieses iPhone erlaubt!

Das würde funktionieren. Den Spieß umdrehen und das iPhone zum Thema machen, denn in die Schlacht um den Lipgloss war Michelle schließlich nur durch Zufall geraten.

»Um den Boss kümmere ich mich«, sagte Michelle zu ihrer Tochter. »Aber nur Lipgloss, nichts anderes. Such dir den aus, mit dem du glücklich bist.«

Und sie war weiß Gott glücklich. So glücklich, dass Michelle die Kassiererin anlächeln musste, die sicher verstand, dass der bonbonrosafarbene Glitzerstift im Farbton *Sassafras Yo Ass!* nicht für die neununddreißigjährige Frau in der kurzen Laufhose und mit der Baseballmütze auf dem verschwitzten Haar gedacht war.

»Das ...« Ashley war so glücklich, dass sie kaum ein Wort herausbrachte. »Das ist so toll, Mom. Ich liebe dich so sehr, und ich werde verantwortungsvoll damit umgehen. Total verantwortungsvoll!«

Michelles Lächeln wies wahrscheinlich erste Anzeichen von Totenstarre auf, als sie ihre Einkäufe in Stofftaschen zu packen begann.

Das iPhone. Sie musste es so drehen, dass es um das iPhone ging, zu dem es auch eine Vereinbarung gegeben hatte, ehe sämtliche Freundinnen von Ashley im Ferienlager mit so einem Ding erschienen waren und sich das *Auf-gar-keinen-Fall* in ein *Ich-konnte-sie-doch-nicht-als-einziges-Kind-ohne-iPhone-sein-lassen* verwandelt hatte, während Michelle auf einer Konferenz war.

Ashley raffte fröhlich die Taschen zusammen und schlenderte zum Ausgang. Das iPhone hatte sie bereits hervorgezogen, und ihr Daumen glitt über den Schirm, als sie ihren Freundinnen von dem Lipgloss unterrichtete und wahrscheinlich prophezeite, dass sie in einer Woche blauen Lidschatten tra-

gen und sich diese geschwungene Linie um die Augen ziehen würde, die Mädchen wie Katzen aussehen ließ.

Michelle merkte, wie sie sich Katastrophen ausmalte.

Ashley konnte sich eine Bindehautentzündung, ein Gerstenkorn oder eine Lidrandentzündung zuziehen, wenn sie Augen-Make-up mit den Freundinnen teilte. Den Herpes-simplex-Virus oder Hepatitis C von Lipgloss und Liplinern, ganz zu schweigen davon, dass sie sich die Hornhaut verletzen konnte, wenn sie Wimperntusche auftrug. Enthielten manche Lidschatten nicht Blei und andere Schwermetalle? Staphylokokken, Streptokokken, *Escherichia coli*. Was zum Teufel hatte sich Michelle nur dabei gedacht? Womöglich vergiftete sie ihre eigene Tochter. Es gab hunderttausend bestätigte Studien über Oberflächenverunreinigungen bei Kosmetikartikeln, im Gegensatz zu den paar Dutzend, in denen ein indirekter Zusammenhang zwischen Gehirntumoren und Mobiltelefonen postuliert wurde.

Ein Stück weiter vorn hörte sie Ashley lachen. Ihre Freundinnen schrieben offenbar zurück. Sie schlenkerte wild mit den Taschen, als sie den Parkplatz überquerte. Sie war elf, nicht zwölf, und zwölf war immer noch entsetzlich jung, oder? Denn Make-up sandte ein Signal aus. Es vermittelte ein Interesse daran, dass sich jemand für einen interessierte, was eine furchtbar unfeministische Botschaft war, aber das hier war das echte Leben, und ihre Tochter war noch ein unschuldiges Kind, das nichts darüber wusste, wie man unerwünschte Aufmerksamkeit zurückwies.

Michelle schüttelte den Kopf. Was für ein kruder Gedankengang. Von Lipgloss über Krankenhauskeime zur Frauenbewegung. Sie musste ihr wildes Grübeln einstellen, damit sie bis zu ihrer Ankunft zu Hause eine vernünftige Erklärung dafür präsentieren konnte, warum sie Ashley, ungeachtet des feierlichen Elternschwurs, Make-up gekauft hatte.

Den Elternschwur hatten sie auch beim iPhone gebrochen.

Sie griff in ihre Handtasche, um die Autoschlüssel zu suchen. Draußen war es dunkel. Die Parkplatzbeleuchtung reichte nicht aus, oder vielleicht brauchte sie ihre Brille, weil sie alt wurde – alt genug, um eine Tochter zu haben, die Signale an Jungs aus-senden wollte. In ein paar Jahren konnte sie Großmutter sein. Bei dem Gedanken schlug ihr Magen einen Salto. Warum hatte sie keinen Wein gekauft?

Sie blickte auf, um sich zu vergewissern, dass Ashley nicht vor ein Auto gelaufen oder von einer Klippe gestürzt war, wäh-rend sie auf ihrem Handy herumtippte.

Michelles Mund öffnete sich unwillkürlich.

Ein Van hielt neben ihrer Tochter.

Die Schiebetür an der Seite ging auf.

Ein Mann sprang heraus.

Michelle packte ihre Schlüssel. Sie spurtete los, um so schnell wie möglich zu ihrer Tochter zu gelangen.

Sie begann zu schreien, aber es war zu spät.

Ashley war weggerannt, genau wie sie es ihr beigebracht hatten.

Was für den Mann in Ordnung ging, denn er hatte es nicht auf Ashley abgesehen.

Er wollte Michelle.

EINEN MONAT SPÄTER

Sonntag, 4. August 2019

1

Sonntag, 4. August, 13.37 Uhr

Sara Linton lehnte sich zurück und murmelte: »Ja, Mama.« Sie fragte sich, ob je der Tag kommen würde, an dem sie zu alt war, um von ihrer Mutter übers Knie gelegt zu werden.

»Komm mir nicht mit diesem beschwichtigenden Tonfall!« Der Gifthauch von Cathys Zorn hing über dem Küchentisch, wo sie wütend einen Berg grüner Bohnen über einer Zeitung putzte. »Du bist nicht wie deine Schwester. Du bist nicht so flatterhaft. Erst Steve in der Highschool, dann Mason – aus Gründen, die ich noch immer nicht verstehe –, dann Jeffrey.« Sie blickte über den Rand ihrer Brille. »Wenn du dich für Will entschieden hast, dann entscheide dich *richtig* für ihn.«

Sara wartete darauf, dass ihre Tante Bella noch ein paar fehlende Männer hinzufügte, aber Bella spielte nur mit der Perlenkette an ihrem Hals und trank ihren Eistee.

»Dein Vater und ich sind seit fast vierzig Jahren verheiratet«, fuhr Cathy fort.

»Ich habe nie behauptet ...«, setzte Sara an.

Bella machte ein Geräusch, das irgendwo zwischen Husten und dem Niesen einer Katze lag.

Sara beachtete die Warnung nicht. »Mom, Wills Scheidung ist eben erst rechtskräftig geworden. Ich bin immer noch dabei, mich in meinem neuen Job zurechtzufinden. Wir genießen unser Leben. Du solltest dich für uns freuen.«

Cathy brach eine Bohne, als würde sie jemandem das Genick

brechen. »Schlimm genug, dass du mit ihm zusammen warst, als er noch verheiratet war.«

Sara atmete tief ein und hielt die Luft an.

Sie sah auf die Uhr über dem Herd.

13.37 Uhr.

Es fühlte sich eher an wie Mitternacht, und sie hatten noch nicht einmal zu Mittag gegessen.

Sie atmete langsam aus und konzentrierte sich auf die köstlichen Düfte in der Küche. Dafür hatte sie ihren Sonntag geopfert: Brathähnchen, das auf der Anrichte abkühlte. Kirschpastete, die im Ofen buk. Butter, die auf dem Herd in der Pfanne mit Maisbrot zerfloss. Kekse, Felderbsen, Schwarzaugenbohnen, Süßkartoffelsoufflé, Schokoladenkuchen, Pekanusstorte und Eiskrem, die so fest war, dass darin fast der Löffel abbrach.

Eine Woche Fitnessstudio mit sechs Stunden Training am Tag würde den Schaden nicht wettmachen, den sie ihrer Figur heute antat, aber Saras einzige Sorge war, dass sie womöglich vergaß, ein paar Reste mit nach Hause zu nehmen.

Cathy brach eine weitere Bohne und riss Sara aus ihrer Träumerei.

In Bellas Glas klirrte das Eis.

Sara lauschte dem Rasenmäher im Garten. Aus Gründen, die sie nicht verstand, hatte Will sich ihrer Tante als Wochenendgärtner zur Verfügung gestellt. Die Vorstellung, er könnte von dieser Unterhaltung versehentlich etwas mitbekommen, verursachte ihr Gänsehaut.

»Sara.« Cathy holte hörbar tief Luft, ehe sie weitermachte, wo sie eben aufgehört hatte. »Du wohnst jetzt praktisch mit ihm zusammen. Seine Sachen hängen in deinem Schrank. Sein Rasierzeug, die ganzen Toilettenartikel stehen bei dir im Badezimmer herum.«

»Ach, Schätzchen.« Bella tätschelte Saras Hand. »Teil dir bloß nie ein Badezimmer mit einem Mann.«

Cathy schüttelte den Kopf. »Das wird deinen Vater umbringen.«

Es würde ihren Vater zwar nicht töten, aber er würde auch nicht glücklich darüber sein, so wie er bei keinem Mann je glücklich war, der etwas von seinen Töchtern wollte.

Weshalb Sara auch nichts über ihre Beziehung erzählte.

Zumindest war das *ein* Grund dafür.

Sie versuchte, wieder die Oberhand zu gewinnen. »Ist dir klar, dass du gerade zugegeben hast, in meinem Haus herumzuschnüffeln, Mom? Ich habe ein Recht auf meine Privatsphäre!«

»Ts-ts«, machte Bella. »Ach, ist das süß, dass du das tatsächlich glaubst, Kleines.«

Sara versuchte es noch einmal. »Will und ich wissen, was wir tun. Wir sind keine verknallten Teenager, die sich im Flur Zettelchen zustecken. Wir verbringen gern Zeit miteinander. Das ist alles, was zählt.«

Cathy stöhnte, aber Sara war nicht so dumm, das nachfolgende Schweigen fälschlicherweise als Zustimmung zu deuten.

»Die Expertin hier bin ja wohl ich«, sagte Bella. »Ich war fünf Mal verheiratet und ...«

»Sechs Mal«, unterbrach Cathy.

»Schwesterherz, du weißt, die eine wurde annulliert. Lass das Kind doch selbst herausfinden, was es will.«

»Ich schreibe ihr ja nicht vor, was sie tun soll. Ich gebe ihr nur Ratschläge. Wenn es ihr nicht ernst ist mit Will, dann muss sie eben weitersuchen, bis sie einen Mann findet, mit dem sie es ernst meint. Für unverbindliche Beziehungen ist sie zu vernünftig.«

»Lieber ohne Vernunft als ohne Gefühl ...«

»Ich würde Charlotte Brontë für das emotionale Wohlergehen meiner Tochter eher nicht zurate ziehen.«

Sara rieb sich die Schläfen, um einen leichten Kopfschmerz zu vertreiben. Ihr Magen knurrte, aber das Mittagessen würde erst um zwei serviert werden, was keine Rolle spielte, denn

wenn sie dieses Gespräch noch lange fortsetzten, würde eine von ihnen – wenn nicht alle drei – in dieser Küche verenden.

»Hast du den Artikel gelesen, Schatz?«, fragte Bella.

Sara blickte hoch.

»Meinst du nicht, sie hat ihre Frau getötet, weil sie eine Affäre hatte? Ich meine, eine der beiden hatte eine Affäre, deshalb hat die eine Frau die mit der Affäre getötet.« Sie blinzelte Sara zu. »Genau das haben die Konservativen befürchtet: Die gleichgeschlechtliche Ehe hat das Pronomen bedeutungslos gemacht.«

Sara fiel es schwer, ihr zu folgen, bis sie begriff, dass Bella sich auf einen Artikel in der Zeitung bezog. Michelle Spivey war vor vier Wochen auf dem Parkplatz eines Einkaufszentrums entführt worden. Sie war Wissenschaftlerin bei den CDC, den *Centers for Disease Control*, der Behörde für Seuchenkontrolle und -prävention, was zur Folge hatte, dass das FBI die Ermittlungen übernahm. Das Foto in der Zeitung stammte aus Michelles Führerschein. Es zeigte eine attraktive Frau Ende dreißig mit einem Funkeln in den Augen, das selbst die miserable Kamera in der Kfz-Zulassungsbehörde eingefangen hatte.

»Hast du die Geschichte verfolgt?«, fragte Bella.

Sara schüttelte den Kopf. Sie konnte es nicht verhindern, dass ihr Tränen in die Augen traten. Ihr Mann war vor fünf Jahren getötet worden. Das Einzige, was in ihrer Vorstellung noch schlimmer sein konnte, als einen geliebten Menschen zu verlieren, war die Ungewissheit, ob dieser Mensch tatsächlich tot war oder nicht.

»Ich tippe auf einen Auftragsmord«, sagte Bella. »Das stellt sich in solchen Fällen doch meistens heraus. Die Frau hat sich ein neueres Modell zugelegt und musste das alte loswerden.«

Sara hätte das Thema fallen lassen sollen, denn es regte Cathy sichtlich auf. Doch eben weil sich Cathy sichtlich aufregte, antwortete sie: »Ich weiß nicht. Ihre Tochter war dabei, als es geschah. Sie hat gesehen, wie ihre Mutter in einen Van gezerrt

wurde. Es ist vielleicht naiv, das zu sagen, aber ich glaube nicht, dass ihre andere Mutter dem Kind so etwas antun würde.«

»Fred Tokars hat seine Frau vor den Augen der Kinder erschießen lassen.«

»Dabei ging es um die Lebensversicherung, oder? Und war er nicht in zwielichtige Geschäfte verwickelt? Gab es nicht auch eine Verbindung zur Mafia?«

»Und er war ein Mann. Tendieren Frauen nicht eher dazu, mit ihren Händen zu töten?«

»Könnten wir um Gottes willen aufhören, am Tag des Herrn über Mord zu sprechen?« Cathy platzte endlich der Kragen. »Und ausgerechnet du, liebe Schwester, solltest nicht über betrügerische Ehepartner spekulieren.«

Bella ließ die Eiswürfel in ihrem Glas klirren. »Wäre ein Mojito bei dieser Hitze nicht nett?«

Cathy klatschte in die Hände, sie war mit dem Bohnenputzen fertig. »Du bist keine Hilfe«, sagte sie zu Bella.

»Ach, Schwesterchen, man sollte sich nie an Bella wenden, wenn man Hilfe braucht.«

Sara wartete ab, bis Cathy ihr den Rücken zukehrte, bevor sie sich schnell über die Augen wischte. Doch Bella hatte ihre Tränen sehr wohl gesehen, und das bedeutete, dass die beiden darüber reden würden, sobald Sara die Küche verließ. Warum heulte sie eigentlich? Sara konnte sich ihre Weinerlichkeit beim besten Willen nicht erklären. In letzter Zeit konnte sie alles aus der Fassung bringen, vom rührseligen Werbespot bis zum traurigen Liebeslied im Radio.

Sie nahm die Zeitung und tat so, als würde sie den Artikel lesen. Es gab keine neuen Meldungen zu Michelle Spiveys Verschwinden. Ein Monat war schon zu lang. Selbst ihre Frau hatte aufgehört, um die Freilassung zu flehen, und bat Michelles Entführer nur noch darum, das Versteck der Leiche mitzuteilen.

Sara schniefte, ihre Nase lief. Statt nach einer Papierserviette zu greifen, wischte sie mit dem Handrücken darüber.

Sie kannte Michelle Spivey nicht, aber letztes Jahr hatte sie Michelles Frau, Theresa Lee, bei einer Veranstaltung der Emory Medical School kennengelernt, auf der Ehemalige ihre Erfahrungen an Studenten weitergaben. Lee war Orthopädin und Professorin an der Emory. Michelle arbeitete als Epidemiologin für die CDC. Dem Artikel zufolge hatten die beiden 2015 geheiratet, was wahrscheinlich hieß, dass sie sich das Jawort gegeben hatten, sobald es rechtlich möglich war. Dabei waren sie vorher bereits fünfzehn Jahre ein Paar gewesen. Sara nahm an, dass sie nach zwei Jahrzehnten des Zusammenlebens herausgefunden hatten, wie sie mit den zwei häufigsten Trennungsgründen klarkamen: der Temperatureinstellung für den Thermostat, und was für ein ungeheuerliches Verbrechen es war, vorgeblich nicht zu bemerken, dass der Geschirrspüler ausgeräumt werden musste.

Andererseits war sie nicht die Eheexpertin im Raum.

»Sara?« Cathy lehnte mit verschränkten Armen an der Küchentheke. »Ich werde es jetzt rundheraus sagen.«

Bella kicherte. »Versuch es mal.«

»Es ist in Ordnung, weiterzumachen«, sagte Cathy. »Ein neues Leben mit Will aufzubauen. Wenn du wirklich glücklich mit ihm bist, dann sei glücklich. Wenn nicht – worauf zum Teufel wartest du?«

Sara faltete die Zeitung sorgfältig zusammen. Ihr Blick ging wieder zur Uhr.

13.43 Uhr

»Ich mochte Jeffrey, möge er in Frieden ruhen«, sagte Bella. »Er hatte dieses stolze Auftreten. Aber Will ist so süß. Und er liebt dich, Schatz.« Sie tätschelte Saras Hand. »Er liebt dich von ganzem Herzen.«

Sara kaute auf der Unterlippe. Ihr Sonntagnachmittag sollte sich nicht in eine spontane Therapiesitzung verwandeln. Sie musste sich nicht über ihre Gefühle klar werden, denn sie war mit einem ganz anderen Problem beschäftigt, das den ersten

Akt jeder romantischen Komödie bestimmte: Sie hatte sich bereits in Will verliebt, aber sie wusste nicht, *wie* sie ihn lieben sollte.

Mit Wills sozialer Unbeholfenheit konnte sie umgehen, aber seine Unfähigkeit zur Kommunikation hatte ihre Beziehung beinahe zerstört. Nicht nur einmal oder zweimal, sondern bereits mehrere Male. Zunächst hatte sie sich eingeredet, dass er sich von seiner besten Seite zu zeigen versuchte. Das war normal. Sie selbst hatte ein halbes Jahr verstreichen lassen, ehe sie ihren normalen Pyjama angezogen hatte, bevor sie zu Bett ging.

Ein Jahr später behielt er immer noch alles für sich. Idiotische Dinge, die keine Rolle spielten, etwa dass er länger arbeiten musste, dass sich sein Basketballspiel in die Länge zog, dass sein Fahrrad unterwegs kaputtgegangen war, dass er einem Freund versprochen hatte, ihm am Wochenende beim Umzug zu helfen. Er wirkte immer sehr erschrocken, wenn sie wütend auf ihn war, weil er ihr solche Dinge nicht mitteilte. Sie wollte ihn nicht überwachen. Sie wollte einfach wissen, was sie zum Abendessen einkaufen sollte.

So ärgerlich solche Vorkommnisse waren, es gab andere Dinge, die schwerer wogen. Es war nicht so, dass Will sie belog. Er fand nur raffinierte Ausflüchte, nicht die Wahrheit sagen zu müssen. Ob es nun um eine gefährliche Situation in seiner Arbeit ging oder um ein schreckliches Detail aus seiner Kindheit oder, schlimmer noch, um eine weitere Gräueltat dieser boshafte, narzisstischen Schlampe, die seine Exfrau war.

Sara verstand, worin dieses Verhalten begründet lag. Will war in Heimen und bei Pflegefamilien aufgewachsen, wo er missbraucht und vernachlässigt worden war. Seine Exfrau hatte seine Empfindungen als Waffe gegen ihn eingesetzt. Er hatte im Grunde nie eine gesunde Beziehung gehabt. Und es lauerten ein paar wirklich scheußliche Geister in seiner Vergangenheit. Vielleicht wollte er Sara davor beschützen. Vielleicht wollte er sich selbst schützen. Fest stand jedenfalls, sie hatte verdammt

noch mal keine Ahnung, weil er nicht zugab, dass das Problem überhaupt existierte.

»Sara, Schatz«, sagte Bella. »Was ich dir sagen wollte ... Ich musste neulich daran denken, wie du während deines Studiums hier gewohnt hast. Weißt du noch?«

Sara lächelte bei der Erinnerung an ihre Collegezeit, aber dann fing sie den Blick auf, den ihre Tante und ihre Mutter wechselten.

Gleich würden sie eine Bombe platzen lassen.

Sie hatten sie mit der Aussicht auf Brathähnchen hierhergelockt.

»Ich will ehrlich sein, Kleines«, sagte Bella. »Dieser alte Kasten wird deiner lieben Tante Bella allmählich zu viel. Was hältst du davon, wieder hier einzuziehen?«

Sara lachte, aber dann sah sie, dass ihre Tante es ernst meinte.

»Ihr beide könntet alles schön herrichten, es zu eurem Zuhause machen«, sagte Bella.

Saras Lippen öffneten sich, aber sie fand keine Worte.

»Schau, Schatz.« Bella hielt Saras Hand fest. »Ich hatte immer vor, es dir in meinem Testament zu vermachen, aber mein Steuerberater sagt, es wäre vorteilhafter, es dir jetzt gleich als Treuhandvermögen zu überschreiben. Ich habe bereits eine Anzahlung auf eine Eigentumswohnung in der Stadt geleistet. Du und Will könntet noch vor Weihnachten hier einziehen. Die Eingangshalle ist groß genug für einen sieben Meter hohen Weihnachtsbaum, und es gibt jede Menge Platz für ...«

Sara erlebte einen momentanen Hörsturz.

Sie hatte das prächtige alte Haus im georgianischen Stil, das kurz vor der Großen Depression erbaut worden war, immer geliebt: sechs Schlafzimmer, fünf Bäder, eine zum Apartment umgebaute Garage mit zwei Zimmern, ein aufgehübschter Gartenschuppen und eineinhalb Hektar Land in einem der wohlhabendsten Bezirke der Stadt. Zehn Minuten Autofahrt und sie war in der Innenstadt. Ein Spaziergang von zehn Mi-

nuten und sie stand auf dem Campus der Emory University. Das Viertel gehörte zu den letzten Gestaltungsaufträgen, die der Landschaftsarchitekt Frederick Law Olmsted vor seinem Tod angenommen hatte, und die Parks und Bäume fügten sich wundervoll in den Fernbank Forest ein.

Es war ein verlockendes Angebot – bis sie zu rechnen anfing.

Bella hatte seit den 1980ern nichts mehr erneuert. Heizung und Klimaanlage. Sanitär- und Elektroinstallationen. Ausbesserungen am Putz. Neue Fenster. Neues Dach. Neue Dachrinnen. Der ganze Ärger mit dem Denkmalschutzamt wegen kleinster architektonischer Details. Vom Zeitaufwand ganz zu schweigen, denn Will würde möglichst viele Arbeiten selbst durchführen wollen, und bald würden sie an Saras spärlichen freien Abenden und an den langen faulen Wochenenden über Malerfarben und Geld debattieren.

Geld.

Das war das eigentliche Hindernis. Sara hatte sehr viel mehr davon als Will. Dasselbe hatte auch für ihre Ehe gegolten. Sara würde nie Jeffreys Gesichtsausdruck vergessen, als er zum ersten Mal den Kontostand ihres Wertpapierdepots gesehen hatte. Sara hatte buchstäblich das Quietschen hören können, mit dem sich seine Eier in den Körper zurückgezogen hatten. Sie hatten sich nur mit viel Zuwendung wieder hervorlocken lassen.

»Und natürlich kann ich bei den Grundsteuern helfen, aber ...«, sagte Bella.

»Danke«, versuchte Sara zu Wort zu kommen. »Das ist sehr großzügig, aber ...«

»Es könnte ein Hochzeitsgeschenk sein.« Cathy lächelte süß, als sie sich an den Tisch setzte. »Wäre das nicht schön?«

Sara schüttelte den Kopf, aber nicht über ihre Mutter. Was war nur los mit ihr? Warum machte sie sich Sorgen, wie Will reagierte? Sie hatte keine Ahnung, wie viel Geld er besaß. Er bezahlte alles bar. Ob es daran lag, dass er Kreditkarten nicht

vertraute oder dass sein Konto überzogen war – das war ein weiteres Gespräch, das sie nicht führten.

»Was war das?« Bella hielt den Kopf schief. »Habt ihr nichts gehört? Wie Feuerwerkskörper oder so?«

Cathy beachtete sie nicht. »Du und Will, ihr könnt das hier zu eurem Zuhause machen. Und deine Schwester kann die Wohnung über der Garage nehmen.«

Schon wieder hatte ihre Mutter eine Bombe platzen lassen. Ihre Mutter versuchte nicht nur, die Kontrolle über Saras Leben zu erlangen – sie wollte Tessa auch gleich mit erledigen.

»Ich glaube nicht, dass Tessa noch einmal über einer Garage wohnen will«, sagte Sara.

»Lebt sie nicht zurzeit in einer Lehmhütte?«, fragte Bella.

»Pst, Schwesterherz.« Cathy wandte sich an Sara. »Hast du mit Tessa mal darüber gesprochen, ob sie wieder nach Hause ziehen will?«

»Eigentlich nicht«, log Sara. Die Ehe ihrer kleinen Schwester ging gerade in die Brüche. Sie sprachen mindestens zweimal täglich via Skype miteinander, obwohl Tessa in Südafrika lebte. »Du musst damit aufhören, Mama. Wir leben nicht mehr in den Fünfzigerjahren. Ich kann meine Rechnungen selbst bezahlen. Für mein Alter ist vorgesorgt. Ich muss nicht rechtlich an einen Mann gebunden sein. Ich komme allein klar.«

Cathys Gesichtsausdruck ließ die Zimmertemperatur um ein paar Grad fallen. »Wenn du dir das unter einer Ehe vorstellst, dann habe ich nichts mehr zu der Angelegenheit zu sagen.« Sie stemmte sich vom Tisch hoch und kehrte an den Herd zurück. »Sag Will, er soll sich waschen, es gibt bald Essen.«

Sara schloss die Augen, um sie nicht zu verdrehen.

Sie stand auf und ging aus der Küche.

Ihre Schritte hallten durch das höhlenartige Wohnzimmer, als sie am Rand des antiquarischen Orientteppichs entlangging. Sie blieb an der ersten Terrassentür stehen und drückte die Stirn an die Scheibe. Will schob den Rasenmäher gerade zufrieden in

den Schuppen. Der Garten sah spektakulär aus. Er hatte sogar den Buchs mit chirurgischer Präzision zu ordentlichen Rechtecken gestutzt.

Was würde er wohl zu einem renovierungsbedürftigen Haus im Wert von zweieinhalb Millionen Dollar sagen?

Sara wusste nicht einmal, ob sie eine so riesige Verantwortung übernehmen wollte. In ihren ersten Ehejahren mit Jeffrey hatten sie damals einen kleinen Bungalow im Craftman-Stil renoviert. Sie erinnerte sich noch deutlich an die körperliche Erschöpfung, die es mit sich brachte, wenn man Tapeten von den Wänden riss und die Sprossen eines Treppengeländers strich, und an die Qual, wenn man wusste, dass man einfach einen Scheck ausstellen und es von jemand anderem erledigen lassen könnte, aber der Ehemann so unglaublich eigensinnig war.

Ihr Ehemann.

Das war das heiße Eisen, das ihre Mutter in der Küche angefasst hatte: Liebt Sara Will so, wie sie Jeffrey geliebt hatte, und wenn ja, warum heiratete sie ihn dann nicht, und wenn nein, warum vergeudete sie dann ihre Zeit mit ihm?

Alles gute Fragen, aber Sara fand nicht aus ihrer Scarlett-O'Hara-Endlosschleife heraus und versprach sich ständig, am nächsten Tag darüber nachzudenken.

Sie stieß die Terrassentür mit der Schulter auf, und die Hitze stand vor ihr wie eine Wand. Die Feuchtigkeit war so hoch, dass sogar die Luft zu schwitzen schien. Sie zog das Tuch vom Haar, denn die Stoffschicht wirkte wie eine Warmhalteglocke auf dem Kopf. Ohne den Geruch von frisch gemähtem Gras hätte sie ebenso gut ein Dampfbad betreten können. Sie schleppte sich die sanfte Anhöhe hinauf. Ihre Sneakers rutschten auf den losen Steinchen, Insekten schwirten um ihr Gesicht, und sie schlug nach ihnen, während sie auf das Gebäude zuing, das Bella *den Schuppen* nannte, das in Wirklichkeit jedoch eine umgebaute Scheune mit blauem Steinfußboden war und Platz für zwei Pferde und eine Kutsche bot.

Die Tür war offen. Will stand in der Mitte des Raums, er stützte sich mit beiden Händen auf die Werkbank und sah aus dem Fenster. Er wirkte völlig regungslos. Sara überlegte, ob sie ihn stören sollte. In den letzten beiden Monaten hatte ihn etwas gequält. Sara hatte gespürt, wie es sich in fast jeden Bereich ihres gemeinsamen Lebens vorgearbeitet hatte. Sie hatte ihn danach gefragt. Sie hatte ihm Zeit gegeben, darüber nachzudenken. Sie hatte versucht, es aus ihm herauszuvögeln. Er beteuerte immer wieder, alles sei in Ordnung, doch dann erwischte sie ihn einmal mehr dabei, wie er genau das tat, was er gerade jetzt tat: mit gequältem Gesichtsausdruck aus einem Fenster starren.

Sara räusperte sich.

Will drehte sich um. Er hatte ein frisches Hemd angezogen, aber schon klebte der Stoff von der Hitze wieder an seiner Brust. An seinen muskulösen Beinen hafteten Grashalme. Er war hochgewachsen und schlank, und das Lächeln, das er Sara schenkte, als er sie ansah, ließ sie augenblicklich jedes ihrer Probleme vergessen.

»Gibt es schon Mittagessen?«, fragte er.

Sie sah auf ihre Armbanduhr. »Es ist dreizehn Uhr sechsundvierzig. Wir haben also exakt vierzehn Minuten Ruhe vor dem Sturm.«

Sein Lächeln verwandelte sich in ein Grinsen. »Hast du diesen Schuppen gesehen? Ich meine, *wirklich* gesehen?«

Für Sara war es trotz allem ein Schuppen, aber Will war sichtlich begeistert.

Er zeigte auf einen abgetrennten Bereich in der Ecke. »Da drüben ist ein Urinal. Ein richtiges, funktionierendes Urinal. Wie cool ist das denn?«

»Wahnsinn«, murmelte sie, aber es schien ihr nicht gerade den Verstand zu rauben.

»Schau, wie kräftig diese Balken sind.« Will war eins neunzig, groß genug, um den Balken zu fassen und ein paar Klimmzüge zu machen. »Und guck mal, hier drüben. Dieser Fernse-

her ist alt, aber er funktioniert noch. Und es gibt sogar einen Kühlschrank und eine Mikrowelle. In dem Bereich dort waren früher wohl die Pferde untergebracht.«

Sara verzog den Mund zu einem Lächeln. Er war ein solcher Stadtjunge, er wusste nicht einmal, dass man es *Box* nannte.

»Und die Couch ist zwar ein bisschen muffig, aber wirklich bequem.« Er warf sich auf die zerschlissene Ledercouch und zog sie neben sich. »Toll hier drin, oder?«

Sara hustete von dem aufgewirbelten Staub. Sie versuchte, den Stapel alter *Playboy*-Hefte ihres Onkels nicht mit der quietschenden Couch in Verbindung zu bringen.

»Können wir hier einziehen?«, fragte Will. »Und ich frage das nur halb im Scherz.«

Sara biss sich auf die Unterlippe. Er sollte nicht scherzen, er sollte sagen, was er wollte.

»Schau, eine Gitarre.« Er nahm das Instrument zur Hand und stimmte die Saiten nach. Einige Anschläge später erzeugte er erkennbare Laute. Und die verwandelte er dann in einen Song.

Sara spürte dieses Kribbeln vor Überraschung, das sie jedes Mal empfand, wenn sie etwas Neues über ihn herausfand.

Will summete die ersten Zeilen von Bruce Springsteens *I'm on Fire*.

Er hörte auf zu spielen. »Das klingt irgendwie übel, oder? ›Hey little girl, is your daddy home?‹«

»Wie wär's mit: *Girl, You'll Be a Woman Soon*? Oder: *Don't Stand So Close to Me*? Oder die Anfangszeile von *Sara Smile*?«

»Verdammt.« Er zupfte an den Gitarrensaiten. »*Hall & Oates* auch?«

»Von *Panic! At the Disco* gibt es eine bessere Version.« Sara beobachtete, wie seine langen Finger die Saiten bearbeiteten. Sie liebte seine Hände. »Wann hast du spielen gelernt?«

»Auf der Highschool. Selbst beigebracht.« Will sah sie verlegen an. »Stell dir irgendeine Dummheit vor, die ein sechzehn-

jähriger Junge anstellt, um ein sechzehnjähriges Mädchen zu beeindrucken – ich habe garantiert alles getan.«

Sie lachte, denn es war nicht schwer, es sich vorzustellen.
»Hattest du einen dieser modischen rasierten Haarschnitte?«

»Logo.« Er klimperte weiter auf der Gitarre. »Ich konnte eine Pee-wee-Herman-Stimme nachmachen. Ein Skateboard in der Luft umdrehen. Und ich kannte den ganzen Text von *Thriller*. Du hättest mich in meiner ausgewaschenen Jeans und meiner *Nember's Only*-Jacke sehen sollen.«

»*Nember*?«

»Billigmarke. Ich habe nicht behauptet, dass ich Millionär war.« Er blickte von der Gitarre auf und freute sich sichtlich, dass er sie amüsierte. Aber dann wies er mit dem Kinn auf ihren Kopf und fragte: »Was ist los da oben?«

Sara spürte, wie die Weinerlichkeit von vorhin zurückkehrte. Sie war überwältigt von Liebe. Er war so auf ihre Gefühle eingestimmt. Und sie wünschte sich verzweifelt, er könnte akzeptieren, dass es nur natürlich war, wenn sie sich auch auf seine Gefühle einstimmen wollte.

Will stellte die Gitarre beiseite. Er hob die Hand an ihr Gesicht und strich ihr mit dem Daumen die Sorgenfalten aus der Stirn. »So ist es besser.«

Sara küsste ihn. Küsste ihn richtig. Dieser Teil war immer einfach. Sie fuhr mit den Fingern durch sein schweißnasses Haar. Will küsste ihren Hals, dann beugte er sich tiefer. Sie bog sich ihm entgegen, schloss die Augen und ließ seinen Mund und seine Hände all ihre Zweifel aus der Welt schaffen.

Sie hörten nur auf, weil die Couch plötzlich heftig erzitterte.

»Was zum Teufel war das?«, fragte Sara.

Will verkniff sich den naheliegenden Scherz, dass er die Erde zum Beben bringen konnte. Er sah unter die Couch. Er stand auf und überprüfte die Deckenbalken, indem er mit den Knöcheln auf das Holz klopfte. »Erinnerst du dich an dieses Erd-

beben in Alabama vor ein paar Jahren? Das hat sich genauso angefühlt, nur stärker.«

Sara richtete ihre Kleidung. »Der Country Club veranstaltet Feuerwerke. Vielleicht testen sie gerade eine neue Show.«

»Am helllichten Tag?« Will schaute skeptisch. Er hob sein Handy von der Werkbank auf. »Es gibt keinen Alarm.« Er scrollte die Nachrichten durch, dann machte er einen Anruf. Dann noch einen. Dann versuchte er es unter einer dritten Nummer. Sara wartete gespannt, aber am Ende schüttelte Will nur den Kopf. Er hielt das Smartphone hoch, damit sie die aufgezeichnete Ansage hören konnte, dass alle Leitungen belegt seien.

Sie bemerkte die Zeitanzeige in der Ecke des Bildschirms.

13.51 Uhr.

»Emory hat eine Notfallsirene«, sagte sie. »Sie würde im Fall einer Naturkatastrophe los...«

Wumm!

Erneut bebte die Erde heftig. Sara musste sich an der Couch abstützen, ehe sie Will ins Freie folgen konnte.

Er sah zum Himmel hoch. Eine dunkle Rauchwolke stieg hinter den Bäumen auf. Sara kannte den Campus der Emory University in- und auswendig.

Fünftehtausend Studenten.

Sechstausend Mitarbeiter in Verwaltung und Lehre.

Zwei Explosionen, die die Erde erzittern ließen.

»Los, komm.« Will eilte zum Wagen. Er war Special Agent beim *Georgia Bureau of Investigation*. Sara war Ärztin. Es war nicht nötig, ein Gespräch darüber zu führen, was nun zu tun war.

»Sara!«, rief Cathy von der Terrassentür. »Habt ihr das gehört?«

»Es kommt von der Emory.« Sara rannte ins Haus, um ihre Wagenschlüssel zu suchen. Furcht machte sich in ihr breit. Der innerstädtische Campus erstreckte sich über drei Quadrat-

kilometer. Die Emory-Universitätsklinik. Das Egleston-Kinderkrankenhaus. Die Zentren für Seuchenschutz. Das Nationale Gesundheitsinstitut. Das Yerkes-Primatenforschungszentrum. Das Winship-Krebsinstitut. Staatliche Labore. Krankheitserreger. Viren. Ein Terrorangriff? Ein studentischer Amokläufer? Ein einsamer Revolverheld?

»Könnte es die Bank sein?«, fragte Cathy. »Da gab es doch diese Bankräuber, die versucht haben, das Gefängnis in die Luft zu sprengen.«

Martin Novak. Sara wusste, in der Stadt fand ein wichtiges Meeting deswegen statt, aber der Häftling war in einem sicheren Ort weit außerhalb der City untergebracht.

»Was es auch ist, sie melden es noch nicht in den Nachrichten«, sagte Bella. Sie hatte den Fernseher in der Küche eingeschaltet. »Ich habe Buddys alte Schrotflinte noch irgendwo hier.«

Sara fand den Schlüssel in ihrer Handtasche. »Bleibt im Haus.« Sie nahm die Hand ihrer Mutter und drückte sie kräftig. »Ruf Daddy und Tessa an und sag Bescheid, dass alles in Ordnung ist.«

Sie steckte ihr Haar hoch, als sie zur Tür ging. Sie erstarrte, bevor sie an der Tür war.

Sie waren alle wie angewurzelt stehen geblieben.

Das tiefe, klagende Heulen der Notfallsirene erfüllte die Luft.